

Die Last des jüngst Vergangenen (II)

Das Ende des Zweiten Weltkriegs in der österreichischen Literatur

HELMUT RIZY

Die Herren an den Klavieren spielen Schumann. Ich habe das Stück noch nie gehört, erkenne aber sofort, – das ist, was ich immer geliebt habe: deutsche Romantik. Da ist ein Wald und da ist ein Bach. Da ist ein Träumer, der ein Buch bei sich hat und darüber träumt. Da ist alles, was einmal schön war.“ Das schrieb der Schriftsteller Hermann Hakel kurz nach Kriegsende in sein Tagebuch. „Und das wird hier gespielt, 1945 in Tel Aviv, von zwei Juden für eine Handvoll anderer Juden. Sie alle sind hierher geflüchtet vor diesen Deutschen, aus dem Land der Konzentrationslager, der Massenmörder und Massengräber. Da hat einmal ein deutscher Meister auf seinem Instrument geträumt und phantasiert, – und ich lasse mich zurückholen in die Wälder und Träume meiner Jugend! Und während die Musik verklingt, denke ich, was ich so oft gedacht habe und worauf ich noch immer keine Antwort gefunden habe: ‚Was haben wir ihnen getan?‘“¹

Hakel war erst im März 1945 zu seiner Familie nach Palästina gekommen, nachdem er die Kriegsjahre in Italien verbracht hatte. Im Juni 1939 hatten Nazis den damals 28-Jährigen halb totgeprügelt, worauf er noch im selben Monat nach Italien geflohen war. Dort wurde er 1940 verhaftet und war dann bis 1943 in verschiedenen Lagern Südtaliens interniert, zuletzt in der Basilicata als „internato libero“, als freier Internierter (!). Und Hakel betonte wiederholt: Nie hat uns ein Italiener beschimpft oder geschlagen.

Im Herbst 1947 kehrte Hakel aus Palästina über Rom nach Wien zurück, um dann festzustellen: „*Mein Problem ist die Heimatlosigkeit. In Wien habe ich meine Kindheit und Jugend verbracht, aber jetzt muß ich erkennen, daß ich hier nicht mehr zu Hause bin. In Palästina fand ich mich nicht zurecht, dort war nur die Mutter mein Daheim.*

Die Kinder, die ich liebte, sind hier in meiner Heimatstadt die Kinder jener, die mich verfolgten und schlugen. So habe ich früher nie gefühlt. Jetzt fürchte ich, was mit diesem Erbe aus ihnen wird.

Und dann die Erwachsenen, die immer hier zu Hause gewesen sind, – erst jetzt spüre ich, was sie uns angetan haben. Die Jahre der Verfolgung und Vernich-

tung klaffen zwischen uns. Ich bin nicht eingefügt in ihre Gesetze und mein Schicksal ist ein anderes als das ihre.

*Ich bin als Heimatloser heimgekehrt.“*²

Dennoch, oder vielleicht gerade deshalb wurde Hermann Hakel in diesen Jahren einer der bedeutendsten Förderer junger österreichischer Autorinnen und Autoren, einerseits im PEN, vor allem aber auch mit seiner Zeitschrift *Lynkeus*, in der etwa Ingeborg Bachmann, Gerhard Fritsch, Marlen Haushofer und viele andere ihre frühen Werke publizieren konnten.

Autorinnen im Globus-Verlag

Es war der KPÖ-eigene *Globus-Verlag*, der in den Nachkriegsjahren einer ganzen Reihe von Autorinnen die Möglichkeit bot, ihre Romane, in denen sie sich mit der jüngsten Vergangenheit auseinandersetzten, zu veröffentlichen.

Im Roman „Hedwig Zadinek“, der 1947 im *Globus-Verlag* erschien, schildert die Autorin Margarete Petrides (1901–1973) das Schicksal einer Wiener Arbeiterin, wie sie selbst geboren zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts. Hedwig Zadinek wächst in einer sozialdemokratisch engagierten Familie auf, verliert aber noch vor dem Ersten Weltkrieg den Vater. Dem Krieg fallen dann die Brüder zum Opfer. Anschaulich zeigt die Autorin das Elend der Arbeiterinnen und Arbeiter auf, Arbeitsverhältnisse, die zu Krankheit und frühem Tod führen, und andererseits Arbeitslosigkeit gepaart mit Hunger. Die schönsten Stunden und Tage erlebt Hedwig Zadinek, wenn sie in den Bergen unterwegs ist. Auch hier wohl eine Parallele zur Autorin.

Margarete Petrides, Tochter eines akademischen Malers, wurde nach der Grundschule Schneiderin. Erste Gedichte erschienen ab 1920 in der Zeitschrift *Der Naturfreund*, ihr erster Roman „Die Leidtragenden“ wurde 1932 als Fortsetzungsroman in der *Arbeiter-Zeitung* abgedruckt. Aus Enttäuschung über das Verhalten der sozialdemokratischen Führung im Februar 1934 schloss sie sich danach der illegalen KPÖ an. 1935 wurde sie wegen „Streuens kommunistischer Flugzettel“ zu sechs Wochen Arrest verurteilt, 1937 und 1938 folgen jeweils drei Monate Anhaltehaft.

Das Schicksal der Hedwig Zadinek läuft hier erneut parallel mit dem der Autorin. Der Abschied von der Sozialdemokratie fällt der Romanfigur nicht leicht; sie beteiligt sich dann aber mit großem Engagement an den Aktionen der Kommunistinnen und Kommunisten, denen sie auch immer wieder in den Haftanstalten der Austrofaschisten begegnet. Aber nicht nur da: „*Die Kerkerzelle, in der sie sich befindet, gleicht jener Kerkerzelle, aus der man sie vor eineinhalb Jahren entlassen hat; – das System hat sich geändert, die Namen, die Farben, – der Kerker ist derselbe geblieben. Sie ist in Haft genommen worden, – nicht, weil man sie bei irgend etwas ertappt hätte – nein, nur so; als Polizeibekannte in Schutzhaft genommen des Krieges wegen, bald nach jener Nacht, in der sie wachgeworden mit einem Gefühl als zitterten ihr die Knie.*“³

Doch dann verhilft sie einer Genossin zur Flucht aus dem Gefängnis und wird wegen Hochverrats zum Tod verurteilt. Margarete Petrides lässt ihr aber noch Hoffnung, da ihr mitgeteilt wird, dass das Verfahren gegen sie von neuem aufgenommen werde: „*Nun befand sie sich in einem Pavillon der Lautlosigkeit, wo es dem Wachpersonal sogar verboten war, im Bereich ihrer Hörweite zu sprechen. / Sie wußte es nicht, was man machen wollte mit ihr, ob man sie müde bekommen wollte für ein letztes Verhör, ob man sie holen würde aufs Schafott?*“⁴

Der Nazi-Mitläufer

Marie Frischauf entwarf in ihrem, im Exil in Mexiko entstandenen und 1949 im *Globus-Verlag* veröffentlichten Roman „Der graue Mann“ das Psychogramm eines Nazi-Mitläufers: „*Nun hatte ihn die Krise aus der Bahn geschleudert, ihn, den Sohn eines Beamten, zusammengeworfen mit ungelerten Arbeitern und stellenlosen Dienstmädchen; und seine Empörung über diese Gesellschaft, der er gleichgestellt wurde, war viel größer als die über die Urheber seines Elends. In ihm war jene bei Deklassierten häufige, merkwürdige Mischung von verächtlichem Haß gegen das Volk, die Armen, die Dummköpfe, und einer gleichfalls haßerfüllten, neidischen, aber dabei ehrerbietigen Bewunderung für die machtvollen Persön-*



Margarete Petrides (1901–1973)

lichkeiten, die trotz der Krise reich geworden oder es geblieben waren.“⁵

So heißt es da über Wilhelm Gellner, der aus Verzweiflung mit seiner Frau Christine schon Selbstmord begehen wollte, dann aber doch wieder Hoffnung schöpft, sich über Wasser halten zu können – und damit ein leichtes Opfer der Nazi-Propaganda wird: „*Wilhelm nahm die neue Lehre mit allen Sinnen auf. Gerade ihm, dem mittelmäßig Begabten, dem Ehrgeizigen, Gekränkten, Übergangenen, Zukunftslosen, bot sie, was er brauchte. Sie befriedigte Wilhelms Selbstgefühl, weil sie ihn nur seiner Herkunft und seines Aussehens wegen an die erste Stelle der menschlichen Gesellschaft zu setzen versprach.*“⁶

Ihm gegenüber steht Kornauer, Gegner sowohl des grünen als auch des braunen Faschismus, der Wilhelm Gellner zwar immer wieder unter die Arme greift, von diesem aber nicht als ebenbürtig betrachtet wird und ihn daher nicht vor dem Abgleiten ins Nazi-Lager bewahren kann. Er rettet aber schließlich Christine, als diese vor ihrem Mann, der sich an den Raubzügen der Nazi beteiligt, die Flucht ergreift.

Mit ihrem Roman knüpft Marie Frischauf, geborene Pappenheim, sehr spät an frühe schriftstellerische Erfolge an. 1906 hatte Karl Kraus vier Gedichte der damals 24-Jährigen in der *Fackel* veröffentlicht. Und er hatte sie mit Arnold Schönberg bekanntgemacht, der sie aufforderte, für ihn ein Opernlibretto zu schreiben. Sie lieferte ihm das Libretto für sein Opus 17, das Monodram „*Erwartung*“. Danach trat sie schriftstellerisch nicht mehr in Erscheinung. Gegenüber der Zeitung *Der Abend* erklärte sie 1949: „*Ich wollte nicht als Lyrikerin durchs Leben wandern. In meinen Augen*

vertrug es sich nicht, Ärztin zu sein, das heißt mit beiden Füßen in der Wirklichkeit zu stehen, und zugleich lyrische Gedichte zu veröffentlichen.“⁷

Schließlich gehörte Marie Frischauf zu den ersten Frauen in Österreich, die ein Medizinstudium abschlossen, und sie wurde Fachärztin für Dermatologie. 1918 heiratete sie den aus dem Krieg heimgekehrten Jugendpsychiater Hermann Frischauf, gebar im Jahr darauf ihren Sohn Hans. In diesem Jahr trat sie auch der KPÖ bei. 1927 wurde sie Vorsitzende der *Österreichischen Arbeiterhilfe*, 1928 gründete sie mit Wilhelm Reich die *Sozialistische Gesellschaft für Sexualberatung und Sexualforschung*.

Sowohl nach dem Justizpalastbrand als auch im Februar 1934 wurde sie in Haft genommen. Im September 1934 emigrierte sie nach Paris, wo sie 1938 den *Cercle culturel autrichien* mitbegründete. Nach Kriegsbeginn wurde sie als „unerwünschte Ausländerin“ im Lager Gurs interniert. 1940 gelang ihr die Flucht nach Mexiko. Dort gründete sie gemeinsam mit Bruno Frei, Leo Katz und Egon Erwin Kisch den Exilverlag *El Libro Libre*. 1947 kehrte Marie Frischauf nach Wien zurück und arbeitete hier bis 1952 als Dermatologin in der Ambulanz der Wiener Gebietskrankenkasse.

Als sie 1966 starb, fand sich in ihrem Nachlass das Typoskript eines weiteren Romans, in dem die Autorin wieder der Figur eines Mitläufers nachging, diesmal im Milieu der Schieber und Schwarzhändler der unmittelbaren Nachkriegszeit, dem Karl Grundner als neuer „Grauer Mann“ angehört. Der aus der Gefangenschaft heimgekehrte junge Mann bestreitet hier durch die Protektion eines Kriegskameraden seinen Lebensunterhalt: „*Geld gab es in Fülle – für Ware, Geschlechtsverkehr, für Denunziation und für Spionage.*“⁸

Grundner will nur genug Geld verdienen, um dann studieren zu können, kann aber letztlich dem Milieu nicht entkommen, auch wenn er Ansätze dazu findet: „*Zum ersten Mal wurde er heute wieder der Sonne, der Stille der Vorstadt und vor allem des Lebens der Menschen gewahr, die man in den Krieg gestoßen hatte und um die man sich nicht mehr kümmerte. Vor der Kirche spielten Kinder, noch immer mager, gelb und schüchtern. Auf den Bänken saßen Frauen, strickend, flickend, mit tiefen Falten in den Wangen, so daß sie alle alt aussahen. In seinem Beruf hatte er fast vergessen, daß es Arme gab – der Schmutz der Lokale, in denen er handelte, war ein*



Marie Frischauf (1882–1966)

wohlhabender Schmutz, hinter dessen Kruste sich Goldschätze verbargen.“⁹

Grundner begegnet auch der Christine aus dem ersten „Grauen Mann“. Sie leitet nun einen Kindergarten und trauert um Kornauer, der die Nazi-Zeit nicht überlebt hat: „*Alle Überlegungen des Tages schwanden, der aufgewühlte Schmerz warf die Hemmungen des Verstandes und der Menschenliebe nieder. Sie empfand alles als Lüge, was sie selbst täglich den verzweifelt Frauen sagte, daß es keine persönliche Rache geben dürfe, daß Trauer und Zorn eingeordnet werden müsse in einen gemeinsamen Kampf, um die Schlechtigkeit, den Krieg, den Betrug zu vernichten.*“¹⁰ Grundner fühlt sich zu ihr hingezogen, zieht sich aber zurück, als Christines Mann Wilhelm eines Tages bei ihr auftaucht. Dieser hat allerdings keine Chancen bei ihr, die sich längst emanzipieren musste.

Es scheint, dass Marie Frischauf diesen Roman nicht mehr fertiggestellt hat. Doch selbst als Fragment ist er – in der Bearbeitung Marcus G. Patkas von der Theodor Kramer Gesellschaft im Jahr 2000 herausgegeben – ein bedeutendes Beispiel für die literarische Auseinandersetzung mit der damaligen Realität.

Widerstand und Emanzipation

Auch in Doris Brehms 1955 im *Globus-Verlag* erschienenen Roman „*Eine Frau zwischen Gestern und Morgen*“ steht die Emanzipation einer Frau durch Krieg und Nachkriegszeit im Vordergrund. Die 1908 geborene Autorin kam 1943 über den aktiven Widerstand gegen das Nazi-Regime zur KPÖ. Ernst Fischer holte sie 1945 in die Zeitung *Neues Österreich*, die als „Organ der demokratischen Einigung“ von den Gründerparteien der Zweiten Republik SPÖ, ÖVP und KPÖ gemeinsam herausgegeben wurde und deren erster Chefredakteur Fischer war. 1948 bis 1958 arbeitete sie als Lektorin im KPÖ-eigenen *Schönbrunn-Verlag*, da-



Doris Brehm

nach als Leihbibliothekarin. 1956 verließ sie wie Laurenz Genner, mit dem sie befreundet war, die KPÖ.

In ihrem Roman „Eine Frau zwischen Gestern und Morgen“ – der auch in mehreren Auflagen in der DDR erschien – schildert Doris Brehm das Schicksal einer Frau, Gerda Manner, die vor allem angesichts der Naziherrschaft nach und nach das Verfehlte ihrer Lebenseinstellung als gefügige Gattin erkennt und sich aus der Abhängigkeit von ihrem Mann Theo löst: „Schmerzhaft kam ihr die Erkenntnis, wie unsinnig der Glaube gewesen war, Theo wäre zu solch ungewöhnlichem Handeln imstande. Sie hatte sich da etwas eingeredet, hatte ihren eigenen Mut in ihn hineingedichtet, ihr eigenes verzweifelt Verlangen nach einer Tat des Widerstandes, ihre eigene Bereitschaft, das Äußerste zu wagen. Sie hatte es tun müssen – es war ihr unmöglich gewesen, sich den geliebten Mann als Soldaten Hitlers zu denken.“¹¹

Als ihr Mann in den Krieg zieht, dient der Verschlag, den Gerda für ihn vorbereitet hat, der Jüdin Mira Goldberg und dann auch noch dem im Widerstand tätigen Arzt Kurt Bachner als Versteck. Beide überleben die Nazi-Diktatur, Bachner, der zu den Partisanen ging, allerdings schwer verwundet. Theo kehrt unverletzt aus dem Krieg heim, ohne irgendetwas dazugelernt zu haben.

„[...] politischen Auseinandersetzungen aber wich Theo krampfhaft aus – genau so, wie er es zu Hitlers Zeiten getan hatte. Er spürte recht gut, daß Gerda sein oberflächliches, eigensüchtiges Spießertum ablehnte, und er seinerseits hatte keine Geduld, sich mit ihrer Anschauung zu befassen. Er kannte diese Anschauung – er glaubte sie zu kennen.

Er fand sie lächerlich unzeitgemäß und ohne praktischen Sinn.“¹²

Er möchte jedoch die Tat seiner Frau für sich und sein Geschäft nutzen, was dieser unerträglich scheint. „In dem unnützen Leben der letzten Jahre war das, was ich für Kurt und Mira getan habe, das einzig Positive. Der Gedanke, auch daraus Profit zu schlagen – Sie konnte nicht weiterreden, es war ihr jetzt wirklich übel.“¹³ Danach fällt es Gerda Manner nicht mehr schwer, sich aus den Konventionen, denen sie doch immer noch treu geblieben war, zu lösen.

Von Bratislava aus

Das Heranwachsen des Faschismus und Antisemitismus in der Slowakei der Jahre 1938 und 1939 schildert Hermynia Zur Mühlen in ihrem Roman „Als der Fremde kam“, der 1947 im *Globus-Verlag* erschien. Die Erfolgsautorin, die dem österreichischen Hochadel entstammte und Mitglied der KPD wurde, als sie 1919 nach einer höchst misslungenen Ehe mit einem deutschbaltischen Landadeligen nach Berlin zog, hatte 1933 Deutschland verlassen und war nach Wien zurückgekehrt.

Ihre Werke zierten in Nazi-Deutschland die Liste des „schädlichen und unerwünschten Schrifttums“, hatte sie doch ihrem deutschen Verleger auf dessen Aufforderung, sich öffentlich von den Gegnern des Naziregimes loszusagen, da ihre Bücher sonst wegen Landesverrats unterdrückt werden müssten, geantwortet: „Man kann Deutschland und dem deutschen Volk keinen besseren Dienst erweisen, als das Dritte Reich, dieses zur Wirklichkeit gewordene Greuelmärchen, zu bekämpfen, und daher kann dieser Kampf logischerweise von niemandem, der mit dem deutschen Volke und der deutschen Kultur wirklich verbunden ist, als deutschfeindlich bezeichnet werden. Was aber den Vorwurf des Landesverrats betrifft, wenn wir schon dieses pathetische Wort gebrauchen wollen, so würde ich als Österreicherin, nach dem Verhalten des Dritten Reiches Österreich gegenüber, dann Landesverrat begehen, wenn ich mit meinen bescheidenen Kräften das Dritte Reich nicht bekämpfen würde. Ich bitte Sie, diesen Brief an die Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums weiterzuleiten.“¹⁴

In Wien konnte sie allerdings auch nur wenige Jahre bleiben und sie emigrierte im März 1938 nach Bratislava, von wo sie im darauffolgenden Jahr nach England weiterziehen musste. Im britischen Exil stellte sie schließlich den Roman

„Als der Fremde kam“ fertig, den sie in der Slowakei als genaue Beobachterin der politischen Entwicklung in diesem Land begonnen hatte. Sie übersetzte ihren Roman auch selbst ins Englische und „Came the Stranger“ erschien 1946 in London, ein Jahr vor der deutschen Fassung. Darin versteht es Hermynia Zur Mühlen, ungemein anschaulich das Netz aus fehlgeleitetem slowakischem Nationalismus und der Wühlarbeit der deutschsprachigen Bevölkerung im Verein mit reichsdeutschen Agitatoren lebendig werden zu lassen. Vor allem in den Zwiegesprächen, etwa wenn der Baron Aladar Jeszenák, der Pfarrer, der im Ersten Weltkrieg Rittmeister gewesen war, gegenüber der Hauptfigur, der Gräfin Clarisse – der Adel verfügt in der dörflichen Gemeinschaft noch über eine starke Autorität – feststellt:

„Man darf es den Menschen nicht zu sehr verübeln. Sie wissen ja nicht, warum sie so arm sind. Sie haben, als die Republik gegründet wurde, den Himmel auf Erden erwartet. Jetzt macht die Enttäuschung sie böse.“

„Aber der Alte, aber Hlinka, der muß es doch besser wissen! Der muß doch erkennen, was für ein gefährliches Spiel er treibt.“

„Wenn er Bischof geworden wäre“, meinte Aladar nüchtern, „blieben uns viele Sorgen erspart. Aber wenn der gekränkte Ehrgeiz sich an die Spitze der Armen stellt, wird die Sache gefährlich. Dabei glaube ich gar nicht, daß er ein wirklich schlechter Mensch ist. Nur in seine Ideen verrannt und von einem möderischen Machtwahn besessen.“¹⁵

Aber auch im Gespräch zweier im Waisenhaus arbeitenden Nonnen, in dessen Verlauf es um die Konzentrationslager in Deutschland geht:

„Das verstehst du nicht. Es sind keine Menschen, sind Untermenschen, sind Juden und Rote. Die müssen vernichtet werden.“

„Warum?“

„Weil wir die Herrenrasse sind.“

„Wir?“ hatte die kleine Schwester Veronika erschrocken gefragt. „Wer ist wir?“

„Wir Deutsche.“

„Aber du bist doch keine. Du kommst doch aus Bratislava. Du hast nichts mit den Deutschen zu schaffen.“

„Schweig!“ hatte Schwester Martha sie angeherrscht. „Ich bin eine Deutsche. Ich gehöre dem Volk an, das von den Tschechen unterjocht und von den Juden ausgebeutet wird.“¹⁶

Und Hermynia Zur Mühlen zeigt auf, dass für die, die sehen wollten, schon

frühzeitig abzusehen war, wie es weitergehen würde. Dazu musste man kein pessimistischer Schriftsteller sein, wie Josef Braun, der Sohn einer Tante von Clarisse und eines jüdischen Unternehmers, wenn er resümiert: „Wir drehen das Radio an und hören Mozart und Beethoven, im ärgsten Fall, zur Strafe für unsere Sünden, Richard Strauss, aber dort drüben ertönt eine andere Weise: Schreie und Stöhnen und Weinen. Und weil wir alle, alle den Kopf abwenden, um es nicht zu sehen, und uns die Ohren verstopfen, um es nicht zu hören, wird diese Saat auch bei uns aufgehen und noch in vielen anderen Ländern, und diese Musik wird, vermischt mit deutschen Militärmärschen, von den Mauern des Hradschins wider tönen und vom alten Stephansturm und über die Kanäle Hollands schwingen und über die ganze Welt.“¹⁷

Interessant ist insbesondere auch jener Teil, in dem es um den Einmarsch Nazi-Deutschlands in Österreich geht, und wie dieser in der Slowakei wahrgenommen wird, wie etwa gebangt wird, ob es Verwandte und Freunde schaffen, noch rechtzeitig über die Grenze zu kommen, aber auch Fluchthilfe geleistet wird.

Mit „Als der Fremde kam“ konnte Hermynia Zur Mühlen nicht an frühere Erfolge anknüpfen, die ihrerseits dem forcierten Vergessen anheimfielen. Das lag nicht zuletzt an der speziellen Ausprägung des Kalten Kriegs in Österreich. Hier legte man keinen Wert darauf, sie, die so vehement für Österreich eingetreten war, zurückzuholen, selbst die Ausstrahlung ihrer „Osterlegende“ im österreichischen Rundfunk, damals RAVAG, wusste man zu verhindern. „Jetzt weiß ich endlich ganz genau, was man im ‚neuen‘ Österreich unter Förderung der österreichischen Literatur und jener Schriftsteller, die nicht bereit waren, dem Nationalsozialismus Konzessionen zu machen, versteht!“, schrieb sie daraufhin am 9. März 1948 an Viktor Matejka, damals für Kultur zuständiger KPÖ-Stadtrat in Wien.¹⁸ Drei Jahre später verstarb sie im britischen Exil.

Physisch und psychisch vom Krieg gezeichnet

„Roman der Einkesselten“ nannte Herbert Zand seinen 1953 veröffentlichten Roman „Letzte Ausfahrt“ im Untertitel; womit nicht nur der militärische Kessel gemeint ist, denn da heißt es an einer Stelle: „Das einzige, was man in keiner Stunde, weder bei Tag noch bei Nacht, vergessen konnte, das war der Kessel. Die Front war noch nicht zu se-

hen, sie war in der Ferne vielleicht zu hören, aber der Kessel war überall. Er war das Zimmer, in dem man sich aufhielt, die Mauer hinter dem Garten, das Ende der Treppe. Er war eine der tausend Fragen, die man nicht beantworten konnte, er war die eigene, quälende Erinnerung, das düstere Morgen.“¹⁹

Das literarische Werk des aus dem Ausseerland stammenden Autors, der mit 17 Jahren an die Ostfront verschickt worden war, schwer verwundet heimkehrte, an dem Granatsplitter, der nicht operativ entfernt werden konnte, sein restliches Leben litt und an ihm 47-jährig zugrunde ging, war unweigerlich von den Erfahrungen des Kriegs geprägt. Dies gilt insbesondere für den Roman „Letzte Ausfahrt“, in dem es einerseits um Mitglieder einer sogenannten Sturmkompanie geht, die den Rückzug der Truppe ermöglichen soll, andererseits um Menschen in einer eingekreisten Stadt, aus der es kein Entkommen mehr gibt.

In der Sturmkompanie sind unterschiedlichste Charaktere vertreten, von den Jahren des Kriegs gezeichnet und auch unterschiedlich auf die gegebene Situation reagierend. Vom Kompanieführer, Leutnant Spohr, heißt es: „Nun schleppte er an der Niederlage und die Niederlage war schwerer als ein Maschinengewehr, schwerer als eine Bodenplatte. Von Zeit zu Zeit zuckte eine seiner Schultern. Krieg, endlos und ohne Erbarmen, und seinen Nächsten zu schlagen die tägliche Losung – das ließ sich nicht mehr ungeschehen machen und ließ sich auch nicht beiseiteschieben wie das Spinnengewebe eines Irrtums.“²⁰

Für einige seiner Untergebenen stellt sich die Situation anders dar. So meint einer: „Vorne schlägt es ein, hinten schlägt es ein, neben dir schlägt es ein. Vorne der Tod, hinten das Kriegsgericht; kein Platz dazwischen für Feigheit und kein Platz für Tapferkeit. Wohin soll der Feige flüchten? Wie soll der Tapfere seine Tapferkeit zeigen?“²¹

Zands Lieblingsfigur scheint allerdings der „Afrikaner“ zu sein, so genannt, weil er einst bei der Fremdenlegion diente. Ihn lässt er an einer Stelle sagen: „Ich habe mir bisher die größte Mühe gegeben, nicht zu fallen. In Europa herrscht



Hermynia Zur Mühlen (1883–1951)

die häßliche Unsitte, daß sich nach Kriegsende Leute vor die Denkmäler der gefallenen Helden stellen und behaupten: sie sind für uns gefallen! Und die toten Helden sitzen droben auf den Wolken und schauen herab und schreien: Wir dachten gar nicht daran, du Schnapsnase! Was haben wir mit dir zu schaffen? Aber niemand hört sie. Und das ist traurig. Und daher möchte ich das Kriegsende auf Erden erleben und werde bis dahin meine Stimme pflegen.“²²

Und an anderer Stelle: „Alles, was er sich vom Leben noch wünschte, war, die Fahne der Erniedrigten und Beleidigten auf den Barrikaden aufzupflanzen und sie hervorkommen zu sehen, die Menschen aus den Mietskasernen, den Hütten, den Schützengräben, die Verhärmtten mit den großen Händen und verkrüppelten Fingern, die bleichen Mädchen, die Burschen mit den trotzi-gen, verwilderten Gesichtern, die Häftlinge aus den Lagern, vereint zu einem Fest der Befreiung, und dann mochte es seinetwegen wirklich Frühling sein, damit sie Blumen werfen konnten.“²³

Im Gegensatz dazu steht Oberstleutnant Erkner, Stabsoffizier beim Oberkommando in der eingekesselten Stadt, für den der Kessel gewissermaßen zum Objekt militärischer Planung wird. „An Einkesselten zeigten sich Symptome ähnlich denen der Erstickungsangst. Sie würden auch diesmal zu erwarten sein. Kessel, das hieß: sich verengender Raum,



Herbert Zand (1923–1970)

Gefangenschaft. ²⁴ So lässt ihn der Autor reüssieren und gegen Schluss zu sagen: „Jeder ist sein eigener Kessel und seine eigene Kesselschlacht und keiner kapituliert, ehe er nicht vernichtet wird mit der Gewalt des Übermächtigen.“ ²⁵

Für das Manuskript seines Romans „Letzte Ausfahrt“ erhielt Herbert Zand 1952 den Österreichischen Staatspreis, wodurch erst die Veröffentlichung im Wiener *Donau-Verlag* ermöglicht wurde. In diesem Verlag arbeitete er dann auch bis zu dessen Zusammenbruch als Verlagslektor, danach war er bis zum frühen Tod Mitarbeiter bei der *Österreichischen Gesellschaft für Literatur*.

Tal des Todes

Kaum weniger gezeichnet, wenn auch nicht schwer verwundet wie Herbert Zand, kehrte Michael Guttenbrunner aus dem Krieg heim. An seiner antifaschistischen Haltung hatte er nie einen Zweifel gelassen. Der 1919 im Kärntner Althofen geborene Sohn eines Rossknechts erhielt 1937, nachdem er selbst als Knecht gearbeitet hatte, die Möglichkeit, an die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien zu gehen. Schon im Jahr darauf wurde er jedoch der Schule verwiesen, da er sich weigerte, das „Horst-Wessel-Lied“ zu singen. 1940 zur Wehrmacht eingezogen, nahm er zuerst am Griechenland-Feldzug teil. In Griechenland wurde er 1941 wegen „Widersetzlichkeit“ zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Insgesamt stand Guttenbrunner dreimal vor dem Kriegsgericht, einmal weil er einen Nazi-Offizier zusammengeschlagen hat-

te. Er entging nur knapp der Todesstrafe und landete 1944 strafweise in der SS-Sondereinheit Dirlewanger.

1947 veröffentlichte Guttenbrunner ein schmales Bändchen mit Gedichten aus den Jahren 1938 bis 1945 unter dem Titel „Schwarze Ruten“. Aus dem Jahr 1940 stammte das Gedicht

Tal des Todes

*Ein Tal. Und der drin wohnt, das ist der Tod.
Und seine Disteln blühen. Und Quellen klingen
wie dunkle Flöten durch die tiefen Gründe
hinab ins Leben. Dort verklirren sie wie Stahl.
Und jede Quelle fließt, ein Strom von Blut,
ins Meer. Und der's befährt, das ist der Tod.
Er rudert Tag und Nacht auf roten Fluten
und trinkt mit tiefem Blick das Übermaß
vergossnen Lebens, das da fließt
von Tod zu Tod.*

Die erlebte Gewalt und Willkür sind in dieser Zeit das bestimmende Element seiner Gedichte und auch noch in dem 1945 entstandenen titelgebenden Gedicht „Schwarze Ruten“ heißt es:

*O Nacht, die du in meinen Jammer strahlst
Mit unbewegten Augen, nimm mir nur
das Mitleid mit mir selbst, den größten
Jammer!*

*Laß mich an einen kräftigen Morgen glauben,
an Wanderschaft durch duftende Alleen,
die aus dem Weh in Wald und Wiesen führen!*

*Schön, wer auf Bergen wandelnd
Frieden kündet!*

*Schön auch das Antlitz dessen, der den Blick
aus Kerkernacht hinaus zur Sonne richtet!*

*Mein Auge nimmt nichts als Zerstörung wahr
Und taucht mein Herz, sooft die Sonne sinkt,
tief in den Wahn, sie kehre niemals wieder.²⁷*

Josef Guttenbrunner schrieb in seinen Erinnerungen „Über meinen Bruder“ 1994: „Wie wir wissen, nahm der Antisoldat Michael Guttenbrunner am Krieg sehr widerwillig und widerstrebend teil. Für ihn war der Krieg kein politisches Naturereignis, kein Schicksal, in das man sich fügt, hoffend, daß es vorübergehen und daß man es einigermaßen heil überstehen werde. Er wußte, daß der Krieg nicht ausbricht, sondern daß ihn die Kriegsherren für nichts und wieder nichts als für ihre Macht und Herrlichkeit veranstalten. Michael war aber kein Schwejk. Er erlebte und durchlitt den Krieg und die Greuel und Verbrechen, die diesen begleiteten, mit wachen Sinnen. Das muß ihn tief und nachhaltig

verletzt und sein rebellisches Aufbegehren so bestärkt haben, daß dieses bald nach dem Zusammenbruch der nationalsozialistischen Despotie und dem Ende des Krieges vollends ausbrach und zu einem bestimmenden Zug seines Wesens wurde. Wenn er auf Menschen traf, die dartaten, die eingetretenen Veränderungen nicht wahrnehmen, die wiedergewonnene Freiheit mißbrauchen und die Menschenrechte weiterhin oder neuerlich mit Füßen treten zu wollen, zügelte er häufig seinen Zorn, ja, seine Wut nicht. Das brachte ihn wiederholt in mißliche Lagen.“²⁸

Ein Jude als Nazi-Spitzel

Noch vor Ende des Kriegs, im Februar 1943, kündigte Friedrich Torberg, der damals in Hollywood lebte, in einem Brief an Hermann Broch an, er werde noch in diesem Jahr einen Roman über einen jüdischen Nazi-Spitzel fertigstellen. Zweieinhalb Jahre später, der Krieg war nun vorbei, teilte er Broch mit, dass der schwedische Verleger, mit dem er seit zwei Jahren einen Vertrag habe, kürzlich den Roman urgiert habe. 1948 erschien schließlich der Roman „Hier bin ich, mein Vater“ beim *Bermann-Fischer-Verlag* in Stockholm.

Torberg schildert darin die Lebensgeschichte des jüdischen Jazz-Pianisten Otto Maier aus Wien, dessen schwieriges Verhältnis zum Vater, bis dieser nach dem 10. November 1938 im KZ Dachau interniert wird. Der ehemalige Mitschüler Franz Macholdt, schon in der Schule Antisemit und mittlerweile auf Karrierekurs in der Gestapo, macht Maier hierauf das Angebot, er könnte sich für die Freilassung seines Vaters einsetzen, wenn jener für ihn Spitzeldienste leiste. Maier geht darauf ein, verrät sogar seine Freunde, bis er erfährt, dass sein Vater längst nicht mehr lebt. Er lässt sich von Macholdt nach Paris entsenden, will sich dort an den Nazis rächen, indem er sie dem französischen Geheimdienst verrät, wird aber selbst verhaftet und schreibt im Gefängnis seine Lebensgeschichte nieder, bevor er Selbstmord begeht.

Vor seiner Verhaftung hat er noch ein Gespräch mit seinem ehemaligen Religionslehrer Professor Jonas Bloch – gewissermaßen der Höhepunkt des Romans – in dem Torberg die Frage nach der Schwere der Schuld Maiers stellt. So lässt er diesen sagen: „*Ich sehe nicht ein, warum ein Jude, der sich mit den Nazi einläßt, verächtlicher sein soll als irgend ein anderer. [...] Die dürfen mit den Nazi paktieren. Die dürfen ihren Staats-*



Ernst Lothar (1890–1974)

männern auch noch zjubeln, wenn sie ihnen den Pakt schriftlich nach Haus bringen. Und die sind also nicht verächtlich. Aber ich, nicht wahr, ich bin ein Schandfleck und ein Aussatz. Weil es mir um keine Kolonien gegangen ist und um keinen Welthandel und um keinen ungestörten Rentenbezug – sondern um das Leben meines Vaters. So ist das doch.²⁹

Und später noch einmal: „Ich wehre mich dagegen, daß man uns auch hier immer mit andern Maßstäben mißt als die andern, und natürlich mit viel strengeren. Daß gerade wir, die Schwächsten von allen – gerade wir, die von allen verfolgt und getreten werden – daß gerade wir Juden immer zu einer höheren Moral verpflichtet sein sollen. Gegen diese Verpflichtung wehre ich mich.“³⁰

Und Torberg lässt Professor Bloch darauf antworten: „Wir wehren uns ja gerade mit unsrer Moral. Gerade mit unsrem Glauben daran, daß eines Tags Moral vor Gewalt gehen wird. Daß eines Tags – und hoffentlich klingt dir das nicht zu wehevoll – das Gute über das Böse siegen wird. Oder wenn schon nicht siegen – weil das Gute nicht auf Sieg erpicht ist –, so doch die Oberhand gewinnen. Vielleicht, weißt du, vielleicht werden eines Tages die andern unsre Moral haben. Das ist möglich. Aber daß wir eines Tags ihre Gewalt hätten, ist unmöglich. Dagegen hat Gott für alle Zeiten vorgesorgt. Wir werden heimkehren nach Zion, wir werden den Tempel bauen – und werden ihre Gewalt nicht haben, sondern immer nur unsre Moral. [...] Und das, wenn du es wissen willst, ist unsre Auserwähltheit.“³¹

In einem Brief an Alfred Neumann, der meinte, niemand werde das Buch lieben, erklärt Torberg, dass darin „Lösung und Erlösung sehr wohl erfolgen, ja daß ich den Selbstmord geradezu als Happy End

empfinde; daß ich jene Leser, die in ein ‚Wehgeschrei über den Judenspitzel‘ (und in viel Schlimmeres noch dazu) einstimmen werden, geringer einschätzen darf als jene, denen die geradezu projüdischen Propagandawerte des Romans einleuchten sollten; daß ich mich zwar an ein unlösbares Problem, nicht aber an eine unlösbare Aufgabe herangemacht habe.“³²

Sein hoher Anspruch an die jüdische Moral hinderte Torberg allerdings nicht, nach seiner Rückkehr aus dem US-amerikanischen Exil mit CIA-Geldern die dem Kalten Krieg dienende Zeitschrift *Forum* zu gründen und einer der Hauptinitiatoren des Brecht-Boykotts zu werden.

Ein Bilderbogen Österreichs

Ebenfalls im US-amerikanischen Exil schrieb Ernst Lothar seinen Roman „Der Engel mit der Posaune“, der 1944 zuerst in englischer Sprache unter dem Titel „The Angel with the Trumpet“ in New York erschien, 1947 auf Deutsch in Salzburg und dann vor allem durch die Verfilmung 1948 bekannt wurde. Der 1890 geborene Jurist und Autor, Mitbegründer der Salzburger Festspiele und von 1935 bis 1937 gemeinsam mit Max Reinhardt Direktor des Theaters in der Josefstadt, der 1938 erst in die Schweiz und dann über Frankreich in die USA floh, zeichnet darin die Saga einer Klaviermacher-Dynastie vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die erste Zeit der Naziherrschaft in Österreich nach.

Im für die deutschsprachige Ausgabe 1945 verfassten Epilog – „Die Grundlagen“ – schreibt Ernst Lothar: „Nach der Erklärung der Alliierten, die ein neues, freies Österreich verhieß, schien es mir daher hoch an der Zeit, allen denen, die es nicht genug kannten, einen Bilderbogen Österreichs in die Hand zu geben der zumindest den Versuch unternahm, hinter die Fassade zu schauen und mit dem Bild die Schatten zu zeigen.“³³

Im Haus, das im Roman gewissermaßen die Geschichte verkörpert – Seilerstätte 10 in der Wiener Innenstadt –, leben die Nachfahren des Firmengründers, konservativ, katholisch; und der Hausfriede gerät erstmals ins Wanken, als Karl Alt, der die Firma nun leitet, am Tag, da Kronprinz Rudolf Selbstmord begeht, eine Frau heiratet, die zwar getauft, aber als Tochter eines jüdischen Universitätsprofessors für die restliche Familie eben doch als Jüdin gilt. Henriette wird im weiteren Verlauf Mutter von zwei Söhnen: Hermann entwickelt sich zum illegalen Nazi, der im Roman zu den Mördern Bundeskanzler Dollfuß

gehört, während Hans, der schließlich die Firma übernimmt, schon frühzeitig zum Demokraten wird, da er durch Zufall gemeinsam mit streikenden Arbeitern der väterlichen Firma verhaftet und ins Gefängnis geworfen und so mit deren Lebensbedingungen konfrontiert wird. Davon hatte er weder zuhause noch in der Schule gehört noch in seinen Lieblingsbüchern gelesen:

„Schnitzlers Helden waren reiche Bürger. Hofmannsthals Helden waren klassische Griechen oder Aristokraten. Thomas Manns Helden waren problematische Patriziersöhne. Um die Probleme seiner Lieblingsbücher haben zu können, fiel ihm ein, mußten ihre Helden eine Menge Geld haben! Leute, die kein Geld hatten, kamen weder in den guten Büchern noch in der guten Gesellschaft vor. Man verkehrte nicht mit ihnen. Es war eine Art Schande. Die Mama nannte arme Leute nur ‚das Volk‘, Papa sagte ‚der Plebs‘.“³⁴

Auch Ernst Lothar lässt in seinem Roman Vorstellungen von jüdischer Moral einfließen. Als Hans' Frau Selma, eine jüdische Schauspielerin, stirbt, hat er seine eifersüchtige Mutter in Verdacht, sie ermordet zu haben, und wendet sich deshalb an seinen erzkatholischen und stockreaktionären Onkel Otto Eberhard; und ausgerechnet dieser erklärt dem Neffen: „Doch etwas hättest du dir sagen müssen: Deine Mutter ist von jüdischer Abstammung. Juden – ich halte mich nicht an die Definition der lächerlichen neuen Partei in Deutschland, sondern betrachte diejenigen als Juden, die spezifisch jüdische Eigenschaften von ihren Vorfahren ererbt haben – schwören nicht falsch beim Leben von Menschen, die ihnen teuer sind. Juden morden selten, und fast nie Verwandte. Du hast das übersehen.“³⁵

Der Emigrant Lothar, der 1933 zum Präsidenten des Gesamtverbandes Schaffender Künstler Österreichs gewählt worden war, nimmt bei Gelegenheit auch Kollegen aufs Korn. So fragt Henriette

www.klahrgesellschaft.at

- Sämtliche Beiträge aus den „Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft“ 1994–2015 im Volltext.
- Übersicht über aktuelle und bisherige Veranstaltungen der AKG seit 1993.
- Bibliographie zur Geschichte der Kommunistischen Partei Österreichs.
- Publikationen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT und Bestellmöglichkeit.

kurz vor der von Schuschnigg angekündigten Volksabstimmung in einem Restaurant den „Präsidenten des Deutschen Schriftstellervereines, Ortsgruppe Wien“, was er denn zur Abstimmung sage: „Der Präsident antwortete, recht kurz: ‚Man wird das Ergebnis abzuwarten haben. Haben Sie Max Mellis ‚Ode an den Führer‘ gelesen? Erstklassig!‘ Sie hatte die Ode nicht gelesen, sie las zu wenig.“³⁶

Allerdings machte sich Ernst Lothar auch Illusionen über seine früheren Mitbürger. So zitiert er im Roman einen Erlass des Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, datiert mit Berlin, 11. März 1938: „Geheim. An die Gauleiter in Bayern, Baden und Württemberg. Sie haben, im Einvernehmen mit den lokalen Propagandaleitern und der SS, dafür zu sorgen, daß zum Einzug des Führers am 14. März 1938 Parteigenossen nach Wien befördert werden. Jeder Gau hat 15.000 Parteigenossen zu entsenden, die als Abgesandte des Reiches an der Einzugsfeier teilzunehmen und sie zu einer überwältigenden Kundgebung zu gestalten haben. Es ist darauf zu achten, der Wiener Bevölkerung ebenso wie der ausländischen Presse den Eindruck zu erwecken, daß eingeborene Wiener dem Führer zujubeln. Daher wird es den Propagandaleitern zur Pflicht gemacht, die vordersten Reihen der den Einzug säumenden Spaliere ausschließlich aus Parteigenossen zu bilden, deren süddeutscher Dialekt der Wiener Mundart gleicht.“³⁷

Und wenn es dann von seiner Romanfigur Hans, der nun im Keller des Hauses Seilerstätte 10 den „Österreichischen Freiheitssender“ betreibt, heißt: „Er gab in den ersten Wochen den Erlaß, der

schuld daran war, daß die Wiener an sich selbst gezweifelt hatten und verzweifeln, immer wieder durch. Auch die Namen der Patrioten, die täglich in Konzentrationslager verschleppt wurden. Damit und mit anderen dokumentarischen Beweisen zerstörte er die Vermutung, daß Hitlers Herrschaft irgendwem in Österreich – außer Gedungenen und Illegalen – willkommen gewesen wäre.“³⁸ – so glaubte Ernst Lothar womöglich selbst ein wenig daran.

1946 kehrte er als US-Oberstleutnant nach Österreich zurück und wurde 1948 wieder österreichischer Staatsbürger. In diesem Jahr wurde „Der Engel mit der Posaune“ verfilmt, wobei sich der Regisseur und Co-Autor des Drehbuchs Karl Hartl in vielem nicht an den Roman hielt. Bezeichnend ist wohl, dass Henriette im Roman von Nazis ermordet wird, während sie im Film Selbstmord begeht. In dieser Rolle brillierte übrigens nun Paula Wessely, die wenige Jahre zuvor im Film „Heimkehr“ als Nazi-Propagandistin gewirkt hatte.

Karl Hartl, der nach dem „Anschluss“ Österreichs Produktionsleiter der *Wien-Film* geworden war, bot ihr hier in der Rolle der verfolgten Jüdin die Gelegenheit zur „Entnazifizierung“. Wohl auch, weil im Film der Nationalsozialismus fast wie ein Naturereignis über die Menschen hereinbricht, wurde dieser ein großer Publikumserfolg und zum besten Film des Jahres gekürt. Neben der damaligen Schauspielerprominenz (Attila und Paul Hörbiger, Hedwig Bleibtreu, Helene Thimig) erhielten mit diesem Film aber auch eine ganze Reihe junger Schauspielerinnen und Schauspieler die Möglichkeit, sich zu profilieren: Oskar Werner, Maria Schell, Erni Mangold, Peter Alexander.

Anmerkungen:

- 1/ Hermann Hakel: *Zu Fuß durchs Rote Meer, Impressionen und Träume*. Wien: Lynkeus Verlag 1995, S. 158.
- 2/ Ebd., S. 170.
- 3/ Margarete Petrides: Hedwig Zadinek. Roman einer Wiener Arbeiterin. Wien: Globus-Verlag 1947, S. 343f.
- 4/ Ebd., S. 351.
- 5/ Marie Frischauf: *Der graue Mann*. Wien: Globus-Verlag 1949, S. 68f.
- 6/ Ebd., S. 154.
- 7/ *Der Abend*, 25.10.1949.
- 8/ Marie Frischauf: *Der graue Mann. Roman und Gedichte für Arnold Schönberg*. Wien: Verlag der Theodor Kramer Gesellschaft 2000, S. 44.
- 9/ Ebd., S. 50f.
- 10/ Ebd., S. 30.
- 11/ Doris Brehm: *Eine Frau zwischen Gestern und Morgen*. Wien: Globus-Verlag 1955, S. 27.
- 12/ Ebd., S. 194.
- 13/ Ebd., S. 227.
- 14/ Eva Priester: *Hermynia Zur Mühlen zu ihrem 65. Geburtstag*, in: *Österreichisches Tagebuch*, 3. Jg., Nr. 20, Dezember 1948, S. 28.
- 15/ Hermynia Zur Mühlen: *Als der Fremde kam*. Wien: Promedia-Verlag 1994, S. 158f.
- 16/ Ebd., S. 123f.
- 17/ Ebd., S. 54f.
- 18/ Zit. nach Herbert Staud: *Zum 100. Geburtstag von Hermynia Zur Mühlen*, in: *iwk. Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst*, Nr. 4/1983, S. 94–96.
- 19/ Herbert Zand: *Letzte Ausfahrt. Roman der Eingekesselten*. Wien, München: Donau-Verlag 1953, S. 268.
- 20/ Ebd., S. 40f.
- 21/ Ebd., S. 52.
- 22/ Ebd., S. 44.
- 23/ Ebd., S. 181f.
- 24/ Ebd., S. 32.
- 25/ Ebd., S. 207.
- 26/ Michael Guttenbrunner: *Schwarze Ruten. Gedichte*. Klagenfurt: Kleinmayr 1947, S. 10.
- 27/ Ebd., S. 50f.
- 28/ Josef Guttenbrunner: *Über meinen Bruder*, in: Klaus Amann/Eckart Früh (Hg.): *Michael Guttenbrunner*. Klagenfurt: Ritter 1995, S. 18f.
- 29/ Friedrich Torberg: *Hier bin ich, mein Vater*. Wien: Milena-Verlag 2014, S. 283.
- 30/ Ebd., S. 283f.
- 31/ Ebd., S. 285.
- 32/ Zit. nach David Axmann: *Typisch Torberg, Nachwort zum Roman*, in: ebd., S. 297.
- 33/ Ernst Lothar: *Der Engel mit der Posaune, Roman eines Hauses*. Salzburg: Das Silberboot 1947, S. 649.
- 34/ Ebd., S. 293.
- 35/ Ebd., S. 499f.
- 36/ Ebd., S. 608.
- 37/ Ebd., S. 636f.
- 38/ Ebd., S. 642.

(Teil III folgt in der Ausgabe Nr. 4/2015.)

Sie lügen
wie gedruckt.
Wir drucken,
wie sie lügen.

www.jungewelt.de/onlineabo

Jetzt im
Onlineabo